

**Zeitschrift:** Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst  
**Band:** 9 (1919)  
**Heft:** 7

**Artikel:** Die Berner Landschaftsmaler Gabriel Lorn, Vater, und Gabriel Lorn, Sohn [Schluss]  
**Autor:** H.B.  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-633796>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 19.11.2024

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

weiß, ob dann der Königschmied nicht andere Saiten aufgezogen hätte!



Landschaftsmaler Gabriel Lory, Sohn.

Da rief ihn eine Stimme an. Und als er umschaute, stand seine Liebste vor ihm. Er besann sich noch, ob er sie noch grüßen dürfe, da es ihm der Vater doch verboten habe, als ihm Marei ohne weiteres um den Hals fiel und ihn somit auf eine angenehme Weise aus seinen Zweifeln erlöste. Sie wisse alles, sagte sie, denn sie hätte im Nebenzimmer gehorcht, und jetzt sei sie ihm nachgelaufen. Aber der Vater habe sie nicht gesehen. Sie sei hinten bei der Scheune hinaus, durch den Baumgarten und dann dem Hag nach. Jetzt müßten sie miteinander beraten, was zu machen sei. Denn so schnell gebe sie noch nicht alle Hoffnung auf.

Als Urs seine Marei neben sich fühlte, da kam ihm der Mut wieder, und plötzlich fand er tausend Fähigkeiten in sich versteckt und den Glauben an das Gelingen der unsichersten Pläne, alle nur mit dem einen Endziel, einen Haufen Geld zu verdienen, aber nicht mit der schlecht bezahlten Stundenarbeit eines Schulmeisters, sondern mit der Findigkeit und Schlaueit eines Geschäftsmannes, der bei den Juden in die Lehre gegangen ist und unter Umständen auf einen Klaps ein reicher Mann werden kann. Aber Marei schüttelte nur immerzu den Kopf und lachte ihr schließlich direkt aus, als er ihr vorrechnete, wie er einen Handel anfangen wolle mit Korn oder Heu, je nachdem.

„Mein, Urs, das ist nichts für dich. Du würdest bloß dein Geld verdubeln, aber nichts verdienen. Geschäftssinn hast du nicht für fünf Rappen. Ich bin ja ganz froh darüber, denn zu Hause seh' ich schon genug, wie man gar nicht mehr glücklich ist dabei. Du mußt schon ein Schulmeister bleiben.“

„Dann verdien' ich meiner Lebtag höchstens achthundert Franken.“

„Komm, ich will dir etwas zeigen.“

Und sie nahm ihn bei der Hand und bog auf einen Feldweg ein, der gegen den Berg führte. Urs wunderte sich, was sie ihm wohl zu zeigen habe, und ging still neben ihr her. Aber er war ganz glücklich, denn in ihrem Tone war so viel Zuversicht gelegen, daß auch er davon angesteckt wurde und sich gar nicht verwundert hätte, wenn sie ihn plötzlich im Walde an ein Loch geführt haben würde, und das Loch wäre voll Gold gewesen. Aber das tat sie nicht, sondern ging mit ihm bloß auf eine kleine Wiese hinauf, die weiter oben zwischen Buchen und Tannen am Berge lag. Dort setzte sie sich mit ihm nieder und fragte:

„Was siehst du dort?“ und dabei wies sie nach Norden.

„Das Eggfeld.“

„Und weiter?“

„Bärwil.“

„Und dann?“

„Neder.“

„Ach was. Tu nicht so dumm.“

„Eine weiße Wolke.“

„Mach mich nicht böse.“

„Berge!“

„Nein.“

„Doch, ich sehe Berge.“

„Ja, aber du siehst auch noch etwas anderes.“

„Bäume.“

„Nein, die . . . so sag's denn endlich.“

„Die . . . Ferne.“

„Nein, die Sta . . .“

„Die Stangen in den Wenkemer Reben.“

„O du! die Sta . . . dt! siehst du sie denn nicht?“

„Natürlich seh' ich sie. Aber ich sah so viel, daß ich gar nicht wußte, was du meintest.“

Marei war von ihrem pädagogischen Versuche, den sie, ohne es zu wissen, ganz nach allen Regeln der schulmeisterlichen Zapfenzieherkunst durchgeführt hatte, ein wenig gereizt. Sie fuhr ihn an:

„Nun, und was denkst du dir nun dabei?“

„Nichts besonderes.“

„Aber du sollst dir dabei etwas Besonderes denken.“

„Ich hab' bloß dich im Kopf.“

„Ach was, ich bitte dich, sei doch endlich vernünftig. Wir wollen doch einmal heiraten, und wenn du so dumm tuft, dann kommen wir nie dazu.“ Und sie fing an zu weinen.

(Fortsetzung folgt.)

## Die Berner Landschaftsmaler Gabriel Lory, Vater, und Gabriel Lory, Sohn.

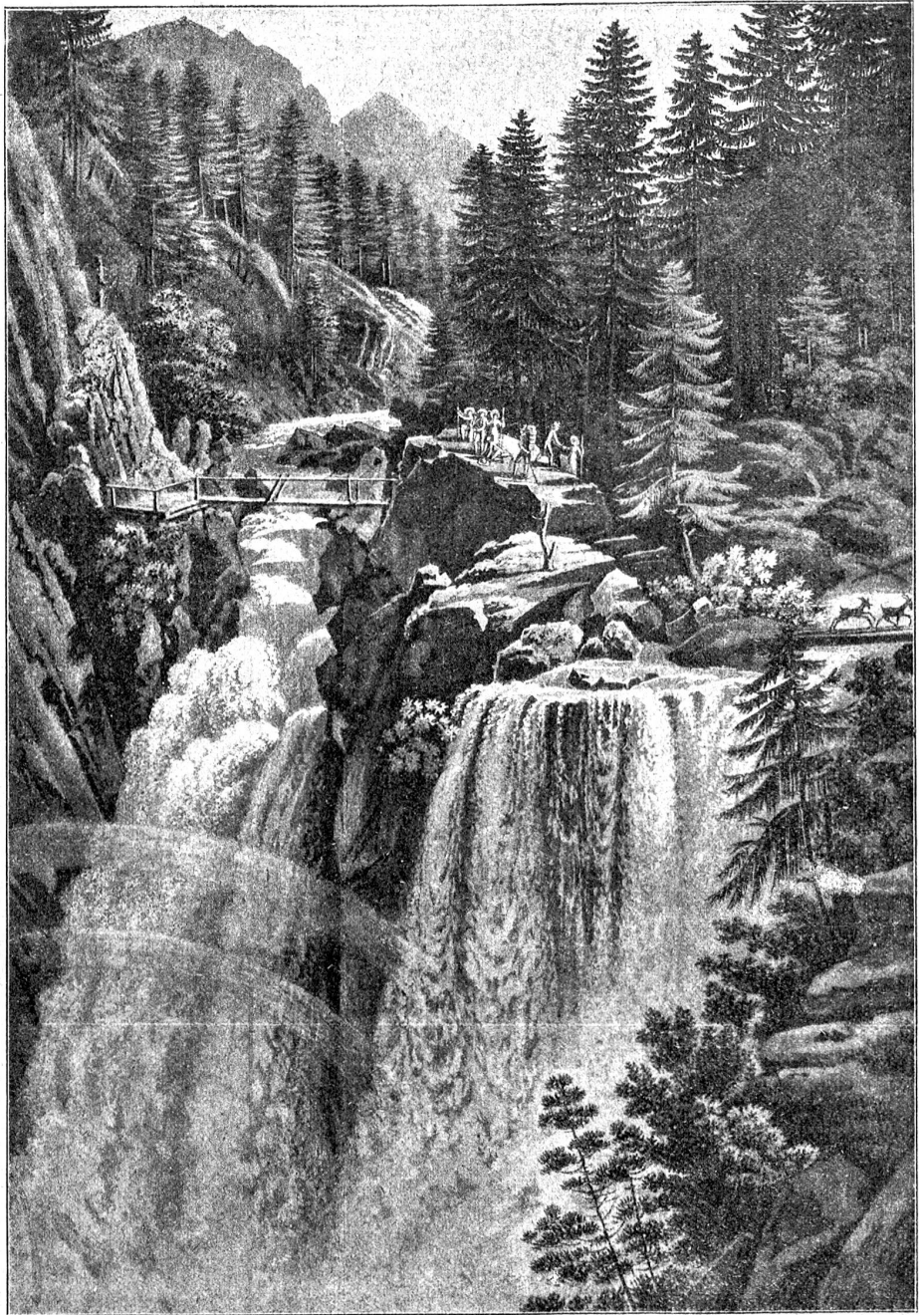
(Schluß.)

Gabriel Lory, der Sohn, wurde 1784 in Bern geboren. Seine künstlerischen Gaben offenbarten sich schon sehr frühe. Unter seines Vaters Anleitung kam er in der Zeichenkunst rasch vorwärts; schon mit zehn Jahren gab er selber Stunden und als vierzehnjähriger verdiente er mit seinem Können schon einen Teil seines Unterhaltes. Bald einmal war er ein tüchtiger Mitarbeiter seines Vaters, dem er bald als Kolorist, bald als Zeichner aushalf. Er war erst dreizehn Jahre alt, als er seine erste selbständige Arbeit, eine Aquarellzeichnung, einen Steinstoßet in Appenzell darstellend, auf eine Kunstausstellung in Zürich sandte.

Ein liebenswürdiges Naturell, das ihn vorteilhaft von seinem Vater unterschied, öffnete dem schönen Jüngling Türen und Herzen. Eine innige Freundschaft verband ihn mit dem reichen Neuenburger Maximilian de Meuron, dem späteren ausgezeichneten Landschaftler. Gemeinsam unternahmen die beiden mehrere Reisen durch die Schweiz und durch Oberitalien. Mit seinem Vater bereiste Lory die neuerbaute Simplonstrabe, um die Naturstudien zu dem schon erwähnten Simplon-Werke aufzunehmen. Es erschien 1811 in Paris unter dem Titel „Voyage pittoresque de Genève à Milan, par le Simplon“. Ins Jahr 1808 fiel Lorys Reise nach Paris; 1811 fand ihn in Italien, wo er mit de Meuron Rom und Neapel besuchte. Mit der ganzen Begeisterungsfähigkeit eines feurigen Jünglings nahm er die Schönheiten Italiens in sich auf und in fleißigem Studium erreichte er bald eine große Fertigkeit im Zeichnen nach Natur und im Aquarellieren. Ein Beweis seiner sicheren Kunst ist das prächtige Aquarellgemälde von der Schöllenen Schlucht mit der alten Teufelsbrücke, das in der gegenwärtigen Ausstellung im Kunstmuseum zu sehen ist.

Nach seiner Rückkunft nach Neuenburg übernahm Lory den Zeichenunterricht an der dortigen Stadtschule. 1812 verheiratete er sich mit Fräulein Meuron aus Orbe. In der Zwischenzeit neben seinem Lehrerberuf betrieb er mit großem Erfolg die Aquarellkunst. Seine Bilder fanden bald in den besten Salons gute Aufnahme. Mit seinem Freund und Nachfolger im Lehramt, das er nach wenigen Jahren aufgab, mit Kunstmaler Moritz, gab er eine vollständige Darstellung der Schweizerischen Nationaltracht heraus (Collection des Costumes suisses). Die liebenswürdigen Bildchen, die sich mit ihrer etwas zugestekten Eleganz bewußt dem Geschmade der damaligen Kunstliebhaber anpaßten, waren bald in allen besseren Salons anzutreffen. Gleiches läßt sich sagen von den späteren Sammlungen, die die schönsten Gegenden des Schweizerlandes zum Gegenstand der Darstellung machten: Voyage pittoresque de l'Oberland Bernois. Paris 1822; Souvenirs de la Suisse, Berne et Neuchâtel. Immer sind es malerische Landschaften mit idyllischen Staffagen, in naturalistischen Farben. Die Kupfer besorgten vornehmlich die Kupferstecher J. Hürliemann und C. Rordorf. Während Lorys Abwesenheit auf Reisen in Italien als Begleiter des Grafen Pourtales überwachte seine geschäftstüchtige Frau die Herausgabe seiner Blätter. Dieser Kunstbetrieb brachte Lory großen finanziellen Erfolg. Sein Hauswesen war trefflich geordnet; er führte einen trefflichen Salon, wo vornehme Besucher herzliche Aufnahme fanden.

Sein Lebensglück erfuhr aber eine schwere Störung



Gabriel Lory, Sohn: Die Handeckfälle.

durch den plötzlichen Tod seiner beiden Kinder 1819. Fortan hielt er sich im Sommer mit Vorliebe in Bern auf. Kurz nach seiner zweiten Pariserreise im Jahre 1828 siedelte er definitiv nach Bern über, von wo aus er aber noch zahlreiche Auslandsreisen unternahm; so brachte er die beiden Winter 1834/35 und 1835/36 in Berlin, die von 1841/42 und 1842/43 zu einem Kuraufenthalt in Nizza zu, und im Sommer 1846 machte er eine Reise nach den Rheingegenden. Kurz nach seiner Rückkehr, also nur wenige Jahre nach seinem Vater, starb er in den Armen seiner Gattin und seines Freundes de Meuron.

Gabriel Lory, Sohn, war ohne Zweifel begabter als sein Vater. Als Künstler ist er uns sympathisch wegen seiner unentwegten Beharrlichkeit, die ihn keine Mühseligkeiten scheuen ließen, um seine Naturstudien zum gewünschten Ziel zu bringen. „Kein Bergsteigen, kein drohendes Gewitter hielt ihn ab, einen mehrere Stunden entfernten Stand-

punkt aufzusehen; in den raucherfüllten Sennhütten der Alpen, in den insektenreichen Walliser Schenken war er nach vollbrachtem Tagewerk ebenso aufgeräumt als in den Salons der vornehmen Welt", schreibt sein Biograph.

Das heutige Kunstgeschlecht geht andere Wege als die Lory und ihre Zeitgenossen gegangen sind. Im Kunstfleiß und in der Ernsthaftigkeit des künstlerischen Strebens können sie heute noch vielen der Modernen zum Vorbild dienen.

H. B.

## „Zweierlei Tuch“.

(Ausstellung historischer Militärbilder im Kunstsalon Wyß.)

Az. Es scheint fast ein Wagnis, einem friedensdürstenden Adel und Publikum den Militarismus im Bild vorzustellen. Trotzdem hofft der Veranstalter auf zahlreiche Besuch; aus folgenden Erwägungen heraus:

Einmal bezweckt die Ausstellung rein empirisch durch den Versuch vor Augen das Interesse am Militärbild zu wecken, indem sie zeigt, wie hoch früher dieses Militärbild stand. Deshalb beschränkt sie sich auch mit wenigen Ausnahmen auf die Vergangenheit und verpönt fast vollständig das heroische Moment des monarchischen Siegesbildes mit den üblichen unwahrscheinlichen Apotheosen.

Und zum andern Mal hat die ganze Veranstaltung sogar eine Art Tendenz, welche dem Aufmerksamern nicht entgehen kann. Diese Tendenz ist bunt genug im eigentlichen Sinn des Wortes, denn statt des kriegerischen Feldgraus von anno 1914 anetrheinischer Erfindung behauptet der fleidsame blaue Rod die Lage, der Rod, der nicht des Königs, wohl aber des Wehrmannes war, und dazu sein Stolz. Denn sein zweierlei Tuch, der rote Kragen zur dunkelblauen Heldenbrüst, erhöht durch die glänzenden Knöpfe oder gar durch Schnüre und Epauletten verschafften dem Sohn des Mars' freie Bahn beim weiblichen Geschlecht in legitimer und wenn's Not tat auch in illegitimer Beziehung.

Entsprechend dem Zweck ist die Ausstellung rein historisch aufgebaut: im größern Saal die einheimischen Dienste von 1700 weg bis zur Grenzbesetzung im Weltkrieg, im kleinern Saal die fremden Dienste der Schweizer von 1700 weg (dem Datum der Einführung einer Uniform) bis 1859 (dem Jahr der Kündigung der letzten Kapitulation, des letzten Söldnervertrages). Während zu Hause der tit. Eidgenosse sich mit einer Art Sonntagsluft für die Uebungstaxe und Garnisonsdienste begnügen mußte, paradierte er in Frankreich oder Neapel, in der Krim und in Ägypten im prächtigen roten Rod, in dem er bei Roßbach, an der Beresina so gut, wie in den Straßen von Paris sein Blut verspritzte für eine anerzogene und doch fremde, eiserne Disziplin.

Verwunderlich bleibt trotzdem der einheimische Typ in Uniform und Ausrüstung: im Gegensatz zu heute hält er sich frei von fremden Vorbildern, schafft von 1830 weg ein eigenes Vorbild des Volksheroes für das reaktionär erstarrte Europa und besteht damit die Feuerprobe im Sonderbundskrieg des Jahres 1847. So bleibt er bis tief in die 1850er Jahre hinein durchaus schweizerisch, auch volkstümlich und bodenständig unter der Herrschaft der Kantone und unter den ersten Jahren eidgenössischer Reglemente. Lehrreich ist dann, wie allmählich aus dem Lehrmeister der Lehrbub wird, wie er erst dem dritten Napoleon, dann dem neuen Heiligen Bismarck nachgibt, bis er 1914 als feldgrauer Benjamin im Weltkrieg die Grenze hütet.

Daß auch die Zeitgenossen nicht immer einverstanden waren mit dem offiziell beliebten Kurs, beweisen die ausgestellten Karikaturen, unter denen Namen wie Töpfer und Hef neben dem unbewußten elf- und fünfzehnjährigen Schulbuben stehen, der naiv genug und doch schon mit sicherer Hand den Vater im Wehrkleid verewigt.

Der Besucher, Alt oder Jung, wird auf seine Rechnung kommen. Der Alte, indem er seine Refrutenzzeit noch einmal im Bild sieht, der Junge, indem er seinen zukünftigen Dienst in künstlerischer Verklärung ahnt. Und der gegenwärtige Militärsoldat wird sich erholen an der farbenfrohen Vergangenheit und der witzig verspotteten Gegenwart!

## Die internationale Sozialisten-Konferenz in Bern.

Von der „Internationale“.

Es war vor 1914 der schöne Glaube vieler Idealisten, die international organisierte Arbeiterschaft (die „Rote Internationale“ — von Marx und Genossen im Jahre 1864 in London gegründet) werde stark genug sein, das Weltverbrechen eines Krieges unter zivilisierten Staaten zu verhindern. Ihr Glaube erwies sich als trügerisch; die goldene Internationale, oder besser gesagt der Militarismus, den sich das Rüstungskapital großgezogen hatte, erwies sich als stärker. Die „Internationale“ brach zum zweitenmal (das erste Mal beim Kriege 1870/71) zusammen. Der zur unbeschränkten Herrschaft gelangte Militarismus ließ an allen Grenzen seinen eisernen Vorhang herunter. Vergeblich mühten sich die Unentwegten, ihn zu durchdringen. Zum Stockholmer Kongreß wurden die Pässe verweigert. Erst nach Revolutionen und viereinhalbjähriger Kriegszermürbung wurde die Wiederaufrichtung der sozialistischen Internationale möglich.

Die Initiative zur Weltkonferenz ging von den Sozialisten der siegreichen Länder aus. Der Engländer Henderson, der Belgier Vandervelde, der Franzose Albert Thomas und der Amerikaner S. Gompers hatten sich von einer interalliierten Konferenz die Aufgabe der Einberufung der Konferenz stellen lassen. Sie sollte gleichzeitig mit der Friedenskonferenz tagen und sollte Einfluß auf deren Beschlüsse zu gewinnen suchen. Am Montag, den 3. Februar, nachmittags 3 Uhr, wurde die internationale Sozialisten-Konferenz im großen Saale des Volkshauses in Bern durch Henderson eröffnet.

Die Teilnehmer der Konferenz.

Als die Seele der Arbeiterinternationale, der alten vergangenen und der wiederaufgerichteten neuen, gab sich dem Neuling bald einmal der Belgier Camille Huysmans zu erkennen. Eine schlanke, Gestalt mit hoher Stirn und vergeistigtem Antlitz, aller Sprachen mächtig, umsichtig geistesgegenwärtig — so hält der Sekretär der Internationale, Stadtrat und Deputierter von Brüssel, alle Hebel des Kongreßapparates in seinen Händen. Seine Regie ist geschickt und unauffällig; ein riesiges Pensum konnte in diesen kurzen acht Tagen ohne Störung bewältigt werden. Auf seinen Vorschlag hin wird das Bureau des Kongresses wie folgt bestellt: Erster Präsident wird der vielgenannte schwedische Parteiführer und Ministerpräsident Hjalmar Branting, eine große, untersekte Gestalt mit mächtigem Denkerhaupte; auch er spricht geläufig das Deutsch, Französisch und Englisch, die drei offiziellen Verhandlungssprachen. Ihn sekundieren als Vize-Präsidenten der Holländer Wibaut, der Argentinier Dr. Justo und als Beisitzer der Engländer Henderson und der Oesterreicher Ellenbogen. Ersterer ist als gegenwärtiges Haupt der englischen Arbeiterpartei und ehemaliger Minister neben Ramsay MacDonald, seinem Vorgänger als Chef der Labour Party wohl das einflußreichste Mitglied der englischen Vertretung. Rechts und links vom Präsidententisch an gesonderten Tischen sitzen die Uebersetzer: ein schneidiger Engländer und eine nicht minder sprachbegabte Engländerin, der Heine bewegliche Elsässer Grumbach, der in der Redekunst und Zungengeläufigkeit seinesgleichen